

Rezension zu:

Kathryn Stevens, *Between Greece and Babylonia. Hellenistic Intellectual History in Cross-Cultural Perspective* (Cambridge 2019).

Angelika Kellner

Alexanders Eroberungszüge veränderten nicht nur die politische Landschaft vom Mittelmeerraum bis nach Zentralasien auf nachhaltige Weise, sondern beeinflussten darüber hinaus die Umstände antiker Wissensproduktion und -vermittlung. Nicht zuletzt verbindet man mit den hellenistischen Diadochenstädten Pergamon und Alexandria Stätten antiker Gelehrsamkeit mit berühmten Bibliotheksbeständen. Kathryn Stevens beschäftigt sich nun in ihrer Dissertation, deren überarbeitete Fassung das hier rezensierte Buch darstellt, mit der hellenistischen intellektuellen Geschichte Griechenlands und Babyloniens. Dabei bietet sie in einem einführenden ersten Kapitel (S. 1-32) eine Definition dafür an, was sie darunter versteht, und erklärt, warum sie sich für diesen Terminus entschieden hat. So fasst Stevens das Adjektiv intellektuell in einem breiten Kontext auf und kann deshalb auch Texte berücksichtigen, die außerhalb der Gelehrtenwelt entstanden sind und sich weniger formal mit Wissen auseinandersetzen. Demnach steht eine große Bandbreite an Quellen beispielsweise der Astronomie, der Astrologie, der Historiographie oder auch des Schulumfelds zur Verfügung. In einer transkulturellen Perspektive durchbricht Stevens den in der Forschung bisher auf die griechischen Texte gelegten Fokus, der sich ausschließlich auf die Frage nach möglichen Einflüssen aus dem Vorderen Orient beschränkt. Stattdessen sucht sie, folgende grundlegenden Fragestellungen zu beantworten (S. 6): „what, if anything, rendered intellectual activity in third or second-century Athens and Babylon similarly ‚Hellenistic‘, as well as Greek or Babylonian?“

Im ersten Teil (Kapitel 2 und 3) ihrer dreiteiligen Studie folgt Stevens der traditionellen Suche nach direkten Kontakten zwischen griechischen und mesopotamischen Schriften im Hellenismus. Zunächst stehen im zweiten Kapitel (S. 33-93) die Beobachtungen der Himmelsgestirne sowohl in griechischen als auch keilschriftlichen Texten im Fokus, wobei die moderne Unterteilung in Astronomie und Astrologie auf die Antike nicht zutrifft. Dabei gelingt es Stevens, einen Überblick über die komplexe Thematik der Sternenbeobachtungen und deren Konstellationen in der Antike zu bieten.¹ Der babylonische Einfluss auf die griechische Wissenschaft lässt sich beispielsweise sehr deutlich an der Übernahme der Einheiten und sogar der Terminologie für die Himmelsbeobachtung erkennen. In ihren Ausführungen arbeitet Stevens weitere Gemeinsamkeiten aber ebenso die wesentlichen Unterschiede heraus, wie hellenistische Gelehrte im hellenischen Raum und in Babylonien den Himmel beobachteten und welche Konsequenzen sie für die menschliche Existenz davon ableiteten. Wann genau das Wissen aus Babylonien zu den Griechisch schreibenden Autoren – unter denen vor allem Hipparchos von Rhodos (2. Jahrhundert v. Chr.) und Claudios Ptolemaios (2. Jahrhundert n. Chr.) zu nennen sind – gelangte, lässt sich

¹ Eine äußerst nützliche Einführung in die Astronomie für die Altertumswissenschaft bietet Salvo De Meis in zwei grundlegenden Werken: S. De Meis, *Eclipses. An Astronomical Introduction for Humanists* (Rom 2002); S. De Meis, *Heliacal Phenomena. An Astronomical Introduction, Indo-Iranica et Orientalia* 8 (Mailand 2013).

schwer festmachen. Als *terminus ante quem* macht Stevens aber plausibel das 2. Jahrhundert v. Chr. fest, wobei die Details dieses Wissenstransfers aufgrund der spärlichen Quellenlage im Dunkeln bleiben müssen. Allerdings kann Stevens die attraktive Hypothese aufstellen, dass Kidenas und Sudines als Vertreter der Priesterelite des Esagila-Tempels im 1. Jahrhundert v. Chr. ihre Fachkenntnis in den Westen brachten.

In Kapitel 3 (S. 94-143) widmet sich Stevens Berossos' *Babyloniaka*, die für Stevens' Suche nach einem Dialog zwischen der hellenistischen Keilschriftliteratur Babylons und der griechischen Sphäre geradezu prädestiniert sind. In der Forschung hat man einerseits auf Parallelen von Berossos' *Babyloniaka* mit griechischen Konzepten und Ideen verwiesen, andererseits eindeutig babylonische Chroniken und neu-babylonische Inschriften als Quellenvorlage ausgemacht. Ein näherer Blick auf die Überlieferung der 23 bekannten Fragmente zeigt allerdings deutlich die Grenzen der antiken Quellen auf. So verweist Stevens auf den bahnbrechenden Aufsatz Peter Brunt², der demonstriert, wie verzerrend (klassisch) antike Autoren Informationen aus den Werken ihrer Vorgänger zitierten. Flavius Josephus (1./2. Jahrhundert n. Chr.), Eusebius (3./4. Jahrhundert n. Chr.) und Synkellos (8./9. Jahrhundert n. Chr.) haben aus Berossos' *Babyloniaka* Informationen zur Chronologie, der Flut und der frühen jüdischen Geschichte bezogen. Nicht zuletzt hat diese Interessensdiskrepanz zur modernen Diskussion beigetragen, ob die Berossos-Fragmente bei anderen Autoren mit astronomischem Inhalt als authentisch zu gelten haben. Stevens nimmt durchaus eine kritische Position zur Forschung über Berossos ein, wenn sie festhält, dass bei genauer Analyse einige Details unbeantwortbar bleiben müssen. Dazu zählen Einzelaspekte zur genauen zeitlichen Einordnung, seiner Beziehung zu den Seleukiden und seiner möglichen Tätigkeit am Esagila-Tempel beziehungsweise zur Identifizierung des Berossos mit dem keilschriftlich belegten Bēl-rē'ūšunu. Neben Berossos' *Babyloniaka* zeigen die so genannten Graeco-Babyloniaca wohl am deutlichsten eine Verschränkung von babylonischen und griechischen Schreibtraditionen. Dabei handelt es sich je nach Definition um 16 bis 18 Keilschrifttafeln, die auf der Vorderseite einen akkadischen oder sumerischen Text und auf der Rückseite dessen Transkription im altgriechischen Alphabet aufweisen. Obwohl somit ein eindeutiger Beleg für einen direkten Dialog vorliegt, stellt sich eine Kontextualisierung dieser Tafeln als sehr schwierig dar. Während bisherige Verortungsversuche in diesen Texten die Hand griechischer Schüler oder einen Wissenstransfer der Keilschrifttradition in das griechische Alphabet gesehen haben, schlägt Stevens einen neuen Weg ein. Sie betrachtet die Graeco-Babyloniaca nämlich vielmehr als die Verschriftlichung eines (Schul-)Umfeldes, in dem die zwei Schriftsysteme (Keilschrift und griechisches Alphabet) und zumindest drei Sprachen (Akkadisch, Sumerisch und Griechisch) ihren Platz fanden. Damit ist freilich ein wesentlicher Erkenntnisgewinn verbunden, der die nur in Einzelfällen greifbare Kenntnis sowohl der keilschriftlichen als auch der griechischen Schreibtraditionen einem entsprechenden Kontext zuweist. Stevens geht außerdem auf die Schwierigkeiten in der zeitlichen Bestimmung der Graeco-Babyloniaca ein und verweist auf das maßgebliche Fehlen einer grundlegenden Untersuchung der griechischen Buchstabenformen. Stevens fasst in ihrer paläographischen Analyse einen Zeitraum des späten 2. Jahrhunderts bis ins 1. Jahrhundert v. Chr. ins Auge und spricht sich damit gegen spätere Datierungsvorschläge aus, die weitreichende Konsequenzen für die andauernde Überlieferung der Keilschriftliteratur besäßen.

² P. A. Brunt, On Historical Fragments and Epitomes, CIQ 30, 1980, 477-494.

Im zweiten Teil ihrer Studie widmet sich Stevens dem Patronat der hellenistischen Könige als möglichem Katalysator kultureller Kontakte. Im vierten Kapitel (S. 144-195) diskutiert Stevens deshalb die berühmte Bibliothek von Alexandria beziehungsweise deren Umfeld. Eine eingehende Analyse der unterschiedlichen Forschungsmeinungen und der schriftlichen Quellen lässt allerdings entgegen bisheriger Äußerungen kein Interesse erkennen, dass dort auch Schriften aus anderen Kulturkreisen gesammelt und studiert worden wären. Zwar ist es durchaus wahrscheinlich, dass sich die Werke von Berossos und Manetho irgendwann auch einmal in der Bibliothek von Alexandria befunden haben, aber prinzipiell führt Stevens die Textauswahl auf deren Bedeutung in der hellenischen und eben nicht in der gesamten hellenistischen Welt zurück. In der Bibliothek von Alexandria hat man mitunter eine Imitation mesopotamischer Vorbilder, vor allem der Bibliothek Assurbanipals und jener des Esagila-Tempels in Babylon, sehen wollen. Ein interdisziplinärer Vergleich mit ähnlichen Einrichtungen Mesopotamiens ist nicht zuletzt aufgrund der abweichenden Definitionen von Bibliotheken und Archiven in den unterschiedlichen Fachtraditionen mit Schwierigkeiten behaftet. Stevens benennt diese Herausforderungen sowohl im antiken Quellenmaterial als auch in der modernen Wahrnehmung und bietet eine eigene Definition als Grundlage an. Letztlich zeigt sich aber in ihrer methodisch fundierten Vorgehensweise, dass die Hypothese, die die Bibliothek von Alexandria als Erbe mesopotamischer Gegebenheiten sieht, nicht aufrecht zu erhalten ist.

In Kapitel 5 (S. 196-251) thematisiert Stevens, ob das Patronat hellenistischer Könige den Austausch von hellenischem und babylonischem Wissen an den monarchischen Höfen gefördert haben könnte. Ihr Ausgangspunkt bildet dabei zunächst einmal das scheinbar eindeutige Bild der modernen Forschung, das den Regenten im hellenischen Raum und in Babylon deutlich unterschiedliche Handhabungen zuschreibt. So wird allen hellenistischen Monarchen im Mittelmeerraum ein reges und auch dezidiert persönliches Interesse an griechischer Gelehrsamkeit zugeschrieben. Hingegen hätten sich die Seleukiden ausschließlich sporadisch aufgrund politischer Motive mit den babylonischen Traditionen auseinandergesetzt, um sich als geeignete Regenten im Sinne der assyrisch-babylonischen Herrschaftsideologien darzustellen. Stevens bestechende Quellenanalyse verdeutlicht unter anderem, wie sich die hellenistischen Könige unterschiedlicher Methoden zur Herrschaftslegitimierung bedienten. Demnach legten vor allem die Ptolemaier und Attaliden in ihrer frühen Herrschaftsphase einen entsprechenden legitimierenden Schwerpunkt auf ihre intellektuelle Inszenierung, was aber nicht für alle hellenistischen Regenten in gleichem Maß zutraf. Von diesem Standpunkt betrachtet, scheint die Herangehensweise der Seleukiden an die babylonische Elite und ihre Traditionen durchaus parallel, da hier ebenso politische Motive im Vordergrund standen. Als spannenden Einzelfall für kulturelle Kontakte führt Stevens außerdem die Evidenz eines Chaldäers namens Sudines an, der im Dienste der Attaliden in Pergamon eine Leberschau vornahm.

Im dritten Teil ihrer Studie diskutiert Stevens die strukturellen Ähnlichkeiten in der intellektuellen Kultur im hellenischen Raum und in Babylonien. Dabei gilt ihr Augenmerk grundsätzlich der Frage, welche Charakteristika die Tätigkeiten der Gelehrten nun dezidiert als hellenistisch ausweisen könnten. Für dieses Anliegen fasst Stevens im sechsten Kapitel (S. 252-315) die geographischen Vorstellungen ins Auge, wobei sie klar aufzeigt, dass die griechischen und akkadischen Quellen kein gemeinsames Repertoire an Toponymen und geographischen Auffassungen teilen. Der Grund, warum auf diesem Gebiet kein engerer Austausch stattfand, liegt in den unterschiedlichen Interessen und Texttraditionen, die Stevens eingehend darlegt. Einzig Berossos

und Sudines belegen einen Austausch geographischer Vorstellungen aus akkadischen und griechischen Texten, bleiben allerdings als isolierte Einzelfälle stehen. Bisweilen hat man die Auswirkungen der Eroberungen Alexanders auf das geographische Verständnis griechischer Autoren stark betont, während man hingegen speziell in den akkadischen literarischen Texten die archaisierenden Toponyme hervorgehoben hat. Ein näherer Blick auf das geschickt ausgewählte Quellenkorpus ermöglicht Stevens eine differenzierte Betrachtung. Auf der griechischen Seite hat Stevens Aristoteles' *Historia Animalum* (ca. 347-335 v. Chr. verfasst) und Theophrasts *Historia Plantarum* (ca. Ende des 4. Jahrhunderts/Beginn des 3. Jahrhunderts v. Chr. verfasst) analysiert und dabei feststellen können, wie sich bei Theophrasts später verfasstem Werk die geographischen Informationen über Asien verdichtet haben, was sich eindeutig als Reflex beziehungsweise Konsequenz der politischen Realität nach Alexanders Eroberungen verstehen lässt. Einen ähnlichen Sachverhalt geben die hellenistischen babylonischen Chroniken und die Astronomischen Tagebücher wieder, wenn sie von Ereignissen außerhalb Mesopotamiens berichten und sich auf diese Weise ihr geographischer Fokus aufgrund der realpolitischen Verhältnisse verändert. Darin sieht Stevens letztlich auch das wesentliche verbindende Element der geographischen Darstellungen hellenistischer Gelehrter, die einen deutlichen Zuwachs an Informationen über die jeweiligen entfernten Gebiete zu erkennen geben. In zwei anschließenden Appendizes gibt Stevens die in ihrem ausgewählten Quellenkorpus genannten Ortschaften wieder, wodurch ihre Daten- und Argumentationsgrundlage klar nachvollziehbar bleibt.

Im siebten Kapitel (S. 316-369) analysiert Stevens nun die griechischen und akkadischen historiographischen Texte im Hellenismus, um ein klares Bild der intellektuellen Tätigkeit sowie entsprechende Gemeinsamkeiten als auch wesentliche Unterschiede zwischen Griechisch und Akkadisch schreibenden Autoren herausarbeiten zu können. Dabei hält Stevens zu diesem Abschnitt ihres Buches fest (S. 318): „[...] it offers perhaps the clearest expression of the argument running throughout: that the integration of Greek and Akkadian sources not only increases our knowledge of contemporary intellectual life in the Greek poleis or the temple communities of Babylonia, but also adds to our understanding of the Hellenistic world as a whole.“ Zunächst bietet Stevens eine vielschichtige Kontextualisierung der unterschiedlichen Schreibtraditionen an, in der sie den Biographien einzelner antiker Gelehrter nachgeht und die unverhältnismäßige Konzentration auf Pergamon oder Alexandrien auf diese Weise umgeht. Bezeichnenderweise stammen zwei in diesem Kontext wesentliche Personen – Anu-aḫa-ušabši aus Uruk und Semos von Delos – beide von einer lokalen Elite ab, die nicht nur im politisch-religiösen Leben sondern auch für die lokale Identität eine tragende Rolle eingenommen haben, wie sich auch anhand ihrer schriftstellerischen Tätigkeit herauslesen lässt. Obwohl natürlich gewichtige Unterschiede zwischen den griechischen und babylonischen Gelehrten bestehen bleiben (u. a. der sozio-kulturelle Kontext sowie die unterschiedlichen Kanäle der Wissensverbreitung), kann Stevens die bewusste Auswahl lokalrelevanter Themen als hellenistisches Phänomen geltend machen. Außerdem wertet sie zwei Fallbeispiele auf diese Gemeinsamkeiten hin aus. Dabei handelt es sich zum einen um die so genannte Lindische Tempelchronik (99 v. Chr. aufgestellt) und zum anderen um die so genannte Uruk Chronik (251 v. Chr. in Uruk verfasst). In beiden Texten dienen die prestigeträchtige Vergangenheit der Heiligtümer – der Athena Lindia sowie des Anu – und die Intervention ihrer Gottheiten als Anspruch der lokalen Bedeutung in politisch unsicheren Zeiten. So hatten Lindos beziehungsweise die Insel Rhodos allgemein mit Roms Auftreten einen Bedeutungsverlust sowie das Abhandenkommen der politischen

Autonomie zu befürchten. Eine ähnliche Situation ist für das frühhellenistische Uruk zu rekonstruieren, wo die politische Zukunft der Tempelelite unter den Seleukiden ähnlich ungewiss war.

Mit einem Epilog (S. 370-377) beschließt Stevens ihre Ausführungen zur intellektuellen Geschichte des Hellenismus, die hier nur überblickend zusammengefasst werden konnten. Im letzten Kapitel spricht sie einerseits ihre wichtigsten Schlüsse nochmals kurz an und weist andererseits auf einige konkrete Fragen hin, die als Anregungen für künftige Forschungsprojekte verstanden werden dürfen. Stevens' Abhandlung ist in ausgeprägter Weise interdisziplinär ausgerichtet, nimmt also für die Erforschung des Hellenismus einen Brückenschlag zwischen den Fächern der klassischen Altertumswissenschaft und der Assyriologie vor. Die hierfür nötigen sprachlichen Kompetenzen finden ihren Niederschlag in Stevens eigenen Übersetzungen sowohl für griechische als auch akkadische Textpassagen, so stammt aus ihrer Feder außerdem eine eigene Edition des Borsippa-Zylinders (BM 36277)³. Auch im Bereich der griechischen Epigraphik erweist sich Stevens als fachkundig, wenn sie die Datierungsmöglichkeiten der Buchstabenformen der Graeco-Babyloniaca bespricht. Für all jene, die im Detail weniger mit der Keilschriftforschung vertraut sind, hat Stevens ein hilfreiches Glossar (S. 378-382) mit ausgewählten Begriffen zur Orientierung beigelegt, sie ist aber im Fließtext ohnehin um eine Kontextualisierung bemüht.

Die Herausforderung der höchst unterschiedlichen Quellengattungen meistert Stevens in hervorragender Weise, was vor dem Hintergrund der Komplexität des analysierten Quellenmaterials, hier seien exemplarisch die astronomisch-astrologischen Texte hervorgehoben, betont werden muss. Neben Kartendarstellungen hat Stevens außerdem Abbildungen zur Klärung von astronomischen Sachverhalten sowie Photographien von wichtigen Keilschrifttexten beigelegt, wodurch ein lebhafter Eindruck der Quellen und Sachverhalte vermittelt wird. Ein derart umfangreiches Themengebiet bedingt eine entsprechende Auswahl an Sekundärliteratur (S. 383-431), dabei belegt die umfassende Bibliographie Stevens' intensive und gründliche Beschäftigung mit der Forschung. In ihrer Studie wirft Stevens nicht nur einen scharfen Blick auf die Interpretationsmöglichkeiten der antiken Quellen, sondern hinterfragt auf konstruktive Weise die Forschungsmeinungen der unterschiedlichen Disziplinen. Bei Stevens' Diskussion der Definition von antiken Chroniken (S. 350 und S. 352-353) wäre vielleicht eine Berücksichtigung von Richard Burgess' und Michael Kulikowskis einschlägiger Publikation⁴ insofern interessant gewesen, als sich beide eben mit den griechisch-lateinischen und mesopotamischen (Forschungs-)Traditionen auseinandergesetzt haben, und offen bleibt, inwieweit Stevens deren Definition zustimmt.

Der beschließende Index (S. 432-443) ermöglicht eine schnelle Suche nach bestimmten Schlagwörtern, was einen punktuellen Zugang zu Stevens' Erkenntnissen erleichtert. Das Manuskript ist äußerst sorgfältig für den Druck vorbereitet worden. Um sporadische Versehen handelt es sich, wenn Herodot zwei (statt vier) Jahrhunderte vor Diodor angesetzt wird (S. 257) oder die Astronomischen Tagebücher einmal mit dem 7. (S. 378) und einmal mit dem 6. Jahrhundert v. Chr. (S. 49) beginnen⁵. Allgemein

³ <http://oracc.museum.upenn.edu/cams/selbi/Q004179> (zuletzt aufgerufen am 26.3.2020).

⁴ R. W. Burgess – M. Kulikowski, *Mosaics of Time I. The Latin Chronicle Traditions from the First Century BC to the Sixth Century AD. A Historical Introduction to the Chronicle Genre from its Origins to the High Middle Ages*, *Studies in the Early Middle Ages* 33 (Turnhout 2013).

⁵ Dies könnte allerdings auch damit zusammenhängen, dass beide Datierungsansätze vertreten werden, siehe: J. Haubold – J. Steele – K. Stevens, *Introduction* in: J. Haubold – J. Steele – K. Stevens (Hrsg.), *Keeping Watch in Babylon. The Astronomical Diaries in Context, Culture and History of the Ancient*

wird Stevens' Abhandlung bei mehreren Fachdisziplinen auf reges Interesse stoßen. Das derart heterogene Quellenmaterial hat vermutlich zur Folge, dass vor dem Hintergrund der unterschiedlichen Fachtraditionen die eine oder andere Argumentation Kritik hervorrufen wird.⁶ Diese Kleinigkeiten dürfen und sollen aber keinesfalls davon ablenken, welch großer Erkenntnisgewinn Stevens mit ihrer Dissertation gelungen ist. Mit ihrer innovativen Herangehensweise hat sie ihr Ziel, die intellektuelle Tätigkeit antiker Autoren im gesamten hellenistischen Raum zu erfassen, zweifellos erreicht. Dabei verwischt Stevens keineswegs die wesentlichen Unterschiede zwischen den griechischen und keilschriftlichen Texten, aber sie kann neben diesen (bekannten) Differenzen wesentliche Gemeinsamkeiten im Umgang mit der sich ändernden realpolitischen Lage nach Alexanders Feldzügen feststellen. Insgesamt besticht Stevens' Publikation durch eine außerordentliche Stringenz und einen klaren Aufbau, womit sie es schafft, eine komplexe und spannende Thematik übersichtlich zu behandeln. Ihr Buch über die intellektuelle Geschichte des Hellenismus zwischen Griechenland und Babylonien halte ich für bahnbrechend und wird sicherlich zu neuen Impulsen in der Forschung beitragen.

Kontakt zur Autorin:

Angelika Kellner
Stipendiatin der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (DOC)
am Institut für Alte Geschichte und Altorientalistik
Universität Innsbruck
Langer Weg 11
A-6020 Innsbruck
E-Mail: Angelika.Kellner@student.uibk.ac.at

Near East 100 (Leiden 2019) 1-18 (S. 1); J. Steele, The Early History of the Astronomical Diaries in: *ibid.* 19-52 (S. 24).

⁶ Beispielsweise fasst Stevens den zeitlichen Rahmen von Eusebius' Chronik nicht ganz korrekt zusammen, wenn sie diese mit der Schöpfung der Welt ansetzt (S. 97). Eusebius fand allerdings mit der Geburt Abrahams einen chronologischen Startpunkt für sein Werk, siehe: R. W. Burgess, Jerome Explained: An Introduction to His Chronicle and a Guide to Its Use, *AncHistB* 16, 2002, 1-32 (S. 8). Damit setzte sich Eusebius deutlich von seinem Vorgänger Sextus Julius Africanus (2./3. Jahrhundert n. Chr.) ab, der seine Chronik tatsächlich mit der Schöpfung und mit Adam beginnen ließ, siehe: W. Adler, Time Immemorial. Archaic History and its Sources in Christian Chronography from Julius Africanus to George Syncellus, *Dumbarton Oaks Papers* 26 (Washington 1989) 43-36.